

# «Ben ist gut so, wie er ist»

Stefanie Urwylers Sohn leidet an einer seltenen Krankheit. Im Kinderhospiz in Fällanden kann die junge Familie Kraft tanken

FRANCESCA PRADER,  
KARIN HOFER (BILDER)

Ben ist zweieinhalb Jahre alt. In seinem Alter können die meisten Kinder schon gut laufen, einfache Sätze bilden und selber essen. Manche steigen ohne Hilfe Treppen hinauf oder ziehen sich selbstständig an. Ben kann sitzen. Und das ist ein grosser Erfolg. Der kleine Junge ist unheilbar krank.

Anfang Jahr gehören Ben und seine Eltern zu den ersten Familien, die in das Kinderhospiz «Flamingo» in Fällanden eingezogen sind. Die Mutter hat eine Woche Auszeit genommen, die sie mit ihrem Sohn hier verbringt – der Vater stösst an den Abenden nach der Arbeit dazu. Es ist das erste Kinderhospiz im Kanton Zürich, das zweite in der Schweiz.

Der Begriff «Hospiz» weckt Assoziationen mit dem Tod – Hospize gelten als Institutionen, in denen Menschen im letzten Stadium einer schweren Krankheit begleitet und medizinisch betreut werden. Hospize sind aber auch für Menschen da, die zwar schwer krank und oft auch pflegebedürftig, aber noch nicht am Ende ihres Lebens sind. Für sie bieten Hospize zeitlich begrenzte Aufenthalte an. Das entlastet die Angehörigen, welche oft einen grossen Teil der täglichen Betreuung schultern.

Ben ist nicht im Kinderhospiz, um zu sterben. Sein Aufenthalt dient zum Krafttanken für alle – besonders für seine Eltern, die hier dank der spezialisierten pädiatrischen Palliativpflege einen Teil der Betreuungsaufgaben abgeben können. Der dreigeschossige Bau unweit des Greifensees hat zwar auch einen Raum – ein geräumiges, helles Zimmer im obersten Stock –, der reserviert ist für den Abschied, für Kinder, die nicht im Spital oder zu Hause versterben. Im Vordergrund stehen in Kinderhospizen aber die Lebensqualität der Kinder sowie die Entlastung von Eltern und Geschwistern.

Das Haus bietet Platz für acht Kinder und ihre Angehörigen. Mit ärztlicher Zuweisung kann die ganze Familie bis zu vier Wochen pro Jahr im Kinderhospiz Flamingo verbringen.

## Die Vorahnung

Für seine Eltern Stefanie und Nicolas Urwyler ist Ben ein Wunschkind. Mit 27 wird Stefanie Urwyler schwanger. Sie hat sich gewissenhaft darauf vorbereitet, darauf geachtet, alle wichtigen Nährstoffe zu sich zu nehmen.

Doch schon während der Schwangerschaft kämpft die junge Frau mit dem ungenuten Gefühl, dass etwas nicht in Ordnung ist. An einen Moment erinnert sie sich genau: Sie ist etwa im fünften Monat schwanger und steht in einer Turnhalle. «Rund um mich herum spielen Kinder. Und irgendwie wusste ich, mein Kind wird nie so herumspringen können.» In Tränen aufgelöst habe sie das Gebäude verlassen, um sich zu beruhigen. Die Sorge aus dem Nichts versucht sie als Effekt der Schwangerschaftshormone abzutun. Doch das ungenute Gefühl bleibt.

Die Schwangerschaft verläuft ohne Komplikationen. Bei einem Ultraschalltermin zeigt sich aber: Das Baby in ihrem Bauch ist kleiner und leichter, als es sein sollte – beide Eltern sind gross, der Arzt wird stutzig. Doch das junge Paar will positiv sein. «Zu diesem Zeitpunkt waren es ja einfach nur Vermutungen, es hätte alles Mögliche sein können oder gar nichts.»

Die Ärzte zeigen dem jungen Paar die Möglichkeiten einer Fruchtwasserpunktion auf. Dabei wird Genmaterial des Kindes aus dem Fruchtwasser isoliert und untersucht. Es ist eine Massnahme, die meist dann zum Thema wird, wenn beispielsweise der Verdacht be-

steht, dass das ungeborene Kind eine schwerwiegende Erkrankung hat oder ein familiäres Risiko für eine genetische Anomalie besteht.

Stefanie und Nicolas Urwyler entscheiden sich gegen den Eingriff. «Wir wollten das Risiko nicht eingehen, ein allenfalls gesundes Kind zu gefährden, nur weil es etwas klein war», sagt Stefanie Urwyler. Eine Bekannte der 30-Jährigen hat in dieser Zeit einen Abort. So etwas will sie nicht erleben. «Das Untersuchungsergebnis hätte für uns wahrscheinlich zu diesem späten Zeitpunkt in der Schwangerschaft auch nichts geändert.»

Bei der Geburt wiegt Ben 2730 Gramm. Das Gewicht und die Nahrung seien ein ständiges Thema – bis heute. Abgesehen davon gibt es in den ersten Monaten wenig Anzeichen, dass mit Ben etwas ernsthaft nicht stimmen könnte. «Seine Entwicklung war etwas verzögert, sein Blick oft leer», sagt seine Mutter. Aber als Eltern sage man sich dann gern: «Ach, es kommt schon gut.»

Aber irgendwann sei der Moment da, in dem man akzeptieren müsse, dass eben nicht alles in Ordnung sei. Dieser Augenblick kommt für Bens Familie, als er knapp ein Jahr alt ist. «Meine Mutter hat mich sanft zur Seite genommen und meinte, mit Ben stimme etwas nicht, sie habe das Gefühl, er sehe nicht gut.»

## Die Diagnose

Eine MRI-Aufnahme macht ungewöhnliche Hirnstrukturen sichtbar. Zusätzlich gibt eine Genanalyse Bens Zustand wenige Wochen später einen Namen: Der Bub leidet am sogenannten Wolf-Hirschhorn-Syndrom, einem seltenen Chromosomenfehler. «Die Diagnose hat uns den Boden unter den Füissen weggezogen», erinnert sich Stefanie Urwyler. Sie und ihr Mann Nicolas müssen sich von der Vorstellung des gesunden Kindes, das sie sich gewünscht hatten, verabschieden.

Durch die Krankheit ist Ben in seiner körperlichen und kognitiven Entwicklung beeinträchtigt, seine Lebenserwartung ist verkürzt. Etwa ein Drittel der Babys mit dem Syndrom stirbt bereits im Säuglings- oder Kleinkindalter. Nur etwa die Hälfte der Kinder lernt sitzen oder kann ein paar Schritte gehen.

Die Betroffenen sind ein Leben lang auf Unterstützung angewiesen. Viele entwickeln im Laufe ihres Lebens Epilepsie. Mit dem Syndrom können auch Fehlbildungen von Organen einhergehen, beispielsweise ein Herz, Nieren oder dem Hirn. Möglicherweise sind auch die Veränderungen in Bens Gehirn auf den Chromosomenfehler zurückzuführen. Laut den Ärzten könne es genauso ein eigenständiger Defekt sein, sagt seine Mutter.

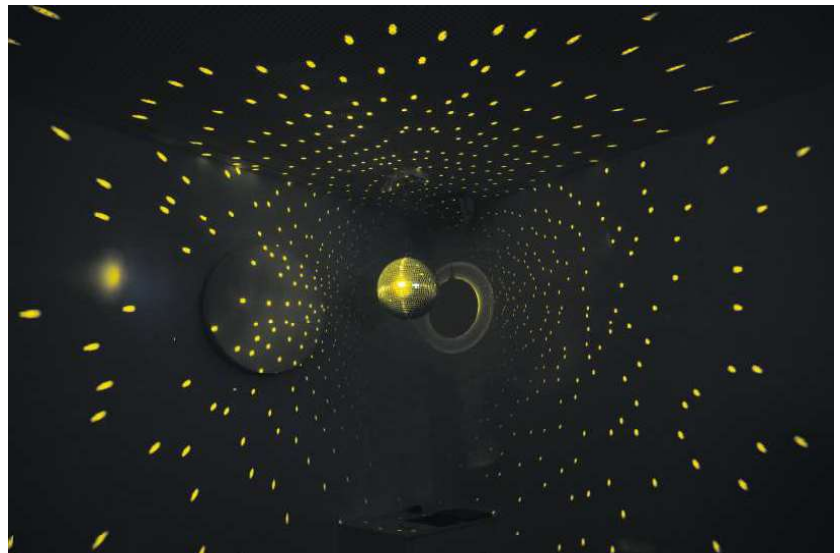
## Ein Baby von 50 000

In der Schweiz leben etwa 350 000 Kinder und Jugendliche mit einer seltenen Krankheit. Von einer seltenen Krankheit ist dann die Rede, wenn eine von 2000 Personen oder noch weniger betroffen sind. Wissenschaftler gehen davon aus, dass es etwa 8000 seltene Krankheiten gibt, die meisten davon sind genetischer Natur. Die Wahrscheinlichkeit, mit dem gleichen Chromosomenfehler geboren zu werden wie Ben, liegt gemäss Schätzungen bei etwa 1 zu 50 000. Zum Vergleich: Für Trisomie 21 – die häufigste Chromosomenanomalie – liegt die Prävalenz bei 1 zu 500.

Es sind Zahlen, die Bens Eltern auswendig kennen. Auf den ersten Schock der Diagnose folgt ein enormes Informationsbedürfnis. Doch bei Bens Krankheit sind Prognosen schwierig. Zwar gilt die Faustregel, je grösser



Ob Ben jemals laufen können wird, weiss niemand. Für ihn ist es schon ein grosser Erfolg, dass er sitzen kann.



Im «Snoezelen»-Raum des Kinderhospizes ist Entspannung das oberste Gebot. Dabei helfen Lichteffekte, etwa mit einer Discokugel.

«Es ist eine Achterbahn der Gefühle. Die Situation braucht viel Kraft und Energie.»

Stefanie Urwyler  
Mutter von Ben

das fehlende Chromosomenstück ist, desto wahrscheinlicher sind starke Beeinträchtigungen. Was das konkret für Ben bedeute, sei offen, sagt seine Mutter. «Wir wissen zum Beispiel, dass er gut hört – Musik findet er super, da wippt und klatscht er mit.» Wie gut er sehen kann, ist dagegen noch nicht geklärt.

Natürlich mache man sich Gedanken darüber, was die Zukunft bringe. «Aber es bringt nichts zu spekulieren», sagt seine Mutter. Die Schweiz verfüge über gute Netzwerke, heilpädagogische Schulen und andere Einrichtungen. «Ben wird seinen Weg gehen, und ich bin sicher, dass er es gut haben wird.» Die Diagnose habe sie und ihren Mann vor grosse Herausforderungen gestellt, sagt Stefanie Urwyler. Als Eltern, aber auch als Paar. Ihr sei wichtig gewesen, dass sie beide psychologische Hilfe in Anspruch genommen hätten. Das Ziel: zurück zur Lebensfreude. «Es ist eine Achterbahn der Gefühle. Die Situation braucht viel Kraft und Energie.»

Die Bedürfnisse des Zweieinhalbjährigen, sein Rhythmus mit fixen Essens- und Schlafenszeiten, Arzt- und Therapieterminen bestimmen den Alltag der Familie. Hilfe erhalten die Urwylers von den Grosseltern und Pro Pallium, einer Palliativstiftung, die Familien mit schwerkranken Kindern unterstützt.

## Ein Hospiz zum Leben

Mehr als zehn Jahre lang hat die Stiftung Kinderhospiz Schweiz einen Standort gesucht – erst in der Region Basel und schliesslich in der ganzen Deutschschweiz. Das Grundstück in Fällanden gehört der Römisch-Katholischen

Kirchgemeinde Dübendorf, die es im Baurecht abgegeben hat.

Nicola Presti ist die Kommunikationsbeauftragte des Kinderhospizes Flamingo. Die hohen Bodenpreise hätten bei der Suche nach einem Standort für das Hospiz eine Rolle gespielt – aber bei weitem nicht die einzige. «Die Umgebung ist sehr schön und ruhig, das Gelände flach und somit auch für Kinder im Rollstuhl geeignet.» Gleichzeitig ist das Hospiz nur gut zwanzig Autominuten vom Kinderspital entfernt.

Im Erdgeschoss befinden sich Zimmer für die kranken Kinder und das Stationszimmer des Pflegepersonals. Je nach Auslastung sind 22 Pflegefachpersonen abwechselnd rund um die Uhr vor Ort. Zudem besteht ein enger Austausch mit dem Kinderspital. Die Zimmer für Eltern und Geschwister sind im Obergeschoss.

Presti spricht nicht von Patienten, sondern von Gästen. «Diese Familien verbringen oft sehr viel Zeit im Spital oder bei Arztterminen. Da sind sie Patienten. Hier sollen sie abschalten können.» In diesem Sinne erfülle das Hospiz auch Präventionsarbeit. «Eltern kranker Kinder sind im Dauereinsatz – ohne sie funktioniert das Gesundheitssystem in diesem Bereich nicht», sagt Presti.

Fallen die Eltern aus, weil sie überlastet sind, müssen die Kinder vorübergehend ins Spital. «Je nach Krankheit müssen sie dort auf der Intensivstation untergebracht werden, weil der Pflegeaufwand dermassen gross ist. Das ist eine enorme Belastung für das Gesundheitssystem.» Der Fokus liegt im Kinderhospiz also nicht nur auf den erkrankten Kindern. Auch zum Gesund-



Die Stiftung Kinderhospiz Schweiz hat lange nach einem Grundstück gesucht. Unweit des Greifensees in Fillanden wurde sie findig.



«Seine Krankheit hindert ihn nicht daran, fröhlich zu sein», sagt Stefanie Urwyler über ihren Sohn.

heitszustand der Eltern und Geschwister werden Daten erhoben, mit dem Ziel, die Wirkung eines Aufenthalts für die ganze Familie genau dokumentieren zu können. Das soll letztlich auch dabei helfen, eine einheitliche Lösung für die Kostenübernahme zu finden.

In der Schweiz ist die Finanzierung von Palliativpflege für Kinder bislang noch nicht einheitlich geregelt, nicht alles ist von der Grundversicherung gedeckt. Der Bund hat eine Erhöhung der Beiträge in Aussicht gestellt – ab 2032. Die Stiftung Kinderhospiz geht davon aus, dass sie mindestens die Hälfte der jährlichen Betriebskosten von fünf Millionen Franken langfristig über Spenden finanzieren muss.

Das Kinderhospiz Flamingo bietet Eltern kranker Kinder die Möglichkeit, sich auszutauschen – in Ruhe und ausserhalb eines reinen Spitalkontexts. Das mache einen grossen Unterschied, sagt Presti. «Im Spital sind sie ja wegen eines Notfalls oder einer Akutsituation.» Das Hospiz sei derweil ein Ort der Ruhe und der Regeneration. Der Geräuschpegel ist hingegen so, wie er auch bei gesunden Kindern zu erwarten ist: hoch. Im Gang vor den Kinderzimmern liegt Spielzeug herum, aus einer Tonie-Box dröhnt ein Disney-Hörspiel, ein kleines Mädchen marschiert zielsicher in sein Zimmer, wo es seine Puppe vermutet – eine Pflegerin folgt ihm, den Infusionsständer schiebend.

#### Kleine Erfolge

Zur gleichen Zeit wie die Familie Urwyler sind zwei weitere Familien im Hos-

piz. Beide mit Kindern in einem ähnlichen Alter wie Ben. Zum ersten Mal kann er mit Kindern spielen, die ebenfalls beeinträchtigt sind. In seinem Umfeld zu Hause habe es nur gesunde Kinder. Das funktioniert gut, sagt Bens Mutter. «Aber mit den Kindern hier ist die Dynamik anders, weil alle auf einem ähnlicheren Level sind.»

Stefanie Urwyler macht Ben inzwischen parat für das Mittagessen. Es ist Teil von Bens Routine – wobei er aber meist kaum etwas esse. Auch an diesem Tag scheint er dem Brei, mit dem seine Mutter ihn zu füttern versucht, wenig abgewinnen zu können. «Komm, noch einen Löffel für deine Cousine.» Doch Ben reagiert nicht auf die Ermunterungen, sein Blick wirkt abwesend. Seine Mutter nimmt es gelassen. «Ich habe verstanden», sagt sie liebevoll.

Damit Ben dennoch genügend Nährstoffe zu sich nimmt, bekommt er einen Schoppen mit Sondennahrung. «Wir sind megastolz, dass wir es bisher ohne Sonde geschafft haben, gell, Ben?», sagt Stefanie Urwyler und streicht ihrem Sohn über das blonde Haar. Nun ist es Zeit für den Mittagsschlaf. In einer halben Stunde wird Ben bereits wieder wach sein – und unzufrieden. «Die Zähne», sagt seine Mutter.

Die Tage im Kinderhospiz geniesse sie in vollen Zügen, sagt sie. «Ich kann hier einfach Zeit mit Ben verbringen, ohne mich um Alltägliches kümmern zu müssen. Und wenn ich mal müde bin, kann ich jemanden von der Pflege bitten, kurz auf ihn zu schauen, damit ich mich hinlegen kann.» Momente zu

haben, in denen sie nicht funktionieren müsse, sei sehr wertvoll.

Im Alltag schafft Stefanie Urwyler sich solche «Inseln» sehr bewusst. Eine davon ist, dass sie weiterhin Teilzeit in einer Tierarztpraxis arbeitet. Eine andere, dass sie sich regelmässig Zeit nehme, reiten zu gehen. Dank der Unterstützung der Eltern, Schwiegereltern und Geschwister, von Freunden und Bekannten haben sie und ihr Mann auch immer wieder einen Abend für einander. «Alle Menschen, die uns auf irgendeine Art unterstützen, sind sehr wertvoll, und dies schätzen wir sehr. Dazu gehört nun auch das Kinderhospiz Flamingo.»

Sie habe Zeit gebraucht zu lernen, kein schlechtes Gewissen zu haben, wenn sie und ihr Mann sich solche Auszeiten nähmen. Jetzt wisse sie: «Das tut uns gut, aber auch Ben.»

Bens Eltern haben mit der Erkrankung ihres Kindes «ziemlich Frieden» geschlossen. «Klar wäre es schön, wenn er gesund wäre», sagt sie. «Aber Ben ist gut, so wie er ist. Seine Krankheit hindert ihn nicht daran, fröhlich zu sein.» Er könne sich zwar nicht wie andere Kinder mitteilen, aber dennoch Emotionen zeigen. «Die Krankheit gehört zu ihm, und wir machen etwas Gutes aus unserer gemeinsamen Zeit.»

Der Wunsch nach einer grösseren Familie ist bei Bens Eltern nach wie vor da. «Nicht heute und nicht morgen, aber irgendwann schon», sagt Stefanie Urwyler. Ein Gesteh habe gezeigt, dass Bens Erkrankung ein Zufall sei. Die Chancen sind gut, dass allfällige Geschwister gesund zur Welt kommen.

## Wegen Wuchers verurteilt

21-jähriger Deutscher begeht Deliktserie

TOM FELBER

Er hatte keine richtige Ausbildung für den Job, rückte bei handwerklichen Notfalleinsätzen aus und verlangte jeweils das Dreifache des üblichen Preises: Ein 21-jähriger Deutscher sitzt vor drei Zürcher Bezirksrichtern und wird gefragt, weshalb er sich für die Deliktserie habe anheuern lassen. Er sagt: «Ich habe das schnelle Geld gesehen.» Pro Monat habe er 10 000 Franken verdient, einmal 15 000 Franken. Vier Monate lang war er für seine Auftraggeber tätig, bis er verhaftet wurde. Der Beschuldigte ist nur einer von vielen Beteiligten, die derzeit in Strafuntersuchungen und Prozesse involviert sind.

Laut der Anklage führte er von März 2025 bis zu seiner Verhaftung im Juli 2025 mindestens 164 Handwerkeraufträge aus und generierte einen Umsatz von rund 208 000 Franken, was geschätzt ungefähr dem Dreifachen des marktüblichen Preises entsprach. Der «wucherische Anteil» seines Gesamtumsatzes wird auf 140 000 Franken geschätzt. Er war aber nur ein kleiner Fisch in einer grossen kriminellen Organisation. Zuvor lebte er in Mönchengladbach, war nicht vorbestraft und hatte eine legale Arbeit.

Im Januar 2025 reiste er erstmals in die Schweiz ein und liess sich während rund dreier Wochen von einem anderen Handwerker einarbeiten. Er begleitete ihn bei Aufträgen und bekam Einblick in dessen Tätigkeit als Schlüsseldienstleister, Rohrreiner und Sanitär. Ende Februar reiste er ein zweites Mal in die Schweiz ein, nahm Wohnsitz im Kanton St. Gallen und erhielt wegen seiner Anstellung eine Arbeitsbewilligung B.

Laut der Anklage stand hinter der Täterorganisation ein 35-jähriger Mann, gegen den ein separates Verfahren geführt wird. Er orchestrierte die Arbeiten in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Der 21-jährige Beschuldigte stand während der vier Monate ohne Unterbruch auf Abruf bereit. Die Organisation bewirtschaftete eine Vielzahl von Websites mit «ch-Top-Level-Domain», auf denen Nothandwerkdienstleistungen im Bereich Schlüsseldienst, Rohrreinigung, Sanitär und Schädlingsbekämpfung angepriesen wurden.

#### Callcenter in Marokko

Dabei wurden Google-Werbekampagnen betrieben, um die Websites bei Google-Suchen priorität zu positionieren. Die Inserate führten zwar lokale Firmen auf, und die Handwerker erhielten Schweizer Festnetz- und Mobiltelefonnummern. Die Kundenaufträge wurden aber von einem Callcenter in Marokko aus verarbeitet. Dabei spielte es bei der Vergabe der Aufträge keine Rolle, ob die berücksichtigten Handwerker tatsächlich bei den Firmen arbeiteten, die von den Kunden konsultiert worden waren. Alles war miteinander vernetzt.

Ungelerntes Personal wurde in Deutschland rekrutiert und zunächst in einem Anstellungsverhältnis beschäftigt. In einer zweiten Phase gründeten die Handwerker dann formell eigenständige Firmen und erbrachten dieselben Arbeiten. Damit ging die Verpflichtung einher, 65 Prozent oder mehr des Umsatzes an die Täterorganisation abzuliefern. Bei Verhaltensweisen, die von der Organisation als Fehlverhalten eingestuft wurden, konnten die Handwerker mit willkürlichen Geldbeträgen bestraft werden.

Bei einem Anruf erhielt ein Kunde nur eine vage Preisangabe. Es wurde wahrheitswidrig vermittelt, beim angeforderten Handwerker handle es sich um einen fachkundigen Spezialisten. Als Laien wurden die Anrufer in einer Notfallsituation psychisch unter Druck gesetzt. Eine Bezahlung auf Rechnung wurde ihnen verweigert, und sie mussten direkt nach Ausführung der Arbeiten vor Ort bezahlen.

So ist in der Anklage des 21-jährigen Deutschen der Fall einer Kundin beschrieben, deren Eingangstür sich nicht mehr richtig schliessen liess. Ein Handwerker erklärte ihr, es handle sich um einen grösseren Aufwand, der 2000 Franken koste. Später sagte er ihr, sie benötige noch einen Schreiner und der Fall werde 1000 Franken teurer. Die Frau zahlte schliesslich über 3000 Franken für Arbeiten, die eigentlich nur rund 800 Franken gekostet hätten.

#### Des Landes verwiesen

Der 21-Jährige zeigte sich in der Strafuntersuchung vollumfänglich geständig. Staatsanwalt und Verteidigerin konnten sich auf einen Deal mit einem abgekürzten Verfahren einigen. Der Urteilsvorschlag lautet auf eine Verurteilung wegen gewerbmässigen Wuchers und mehrfacher Verletzung der Vorschriften des unlauteren Wettbewerbs sowie einer Bestrafung mit 14 Monaten Freiheitsstrafe. Diese wird zwar grundsätzlich bedingt ausgesprochen, allerdings hat der Beschuldigte bereits 229 Tage davon abgessen. Er ist zudem mit einem Landesverweis von 5 Jahren einverstanden.

Es kommen hohe Kosten auf ihn zu, allein die Gebühren des aufwendigen Strafverfahrens und des Gerichts belaufen sich zusammen auf 28 000 Franken. Zudem hat er sich zu Schadenersatzzahlungen von rund 10 000 Franken verpflichtet. Der Deutsche wird noch am Tag des Urteils aus der Haft entlassen und dem Migrationsamt zur Ausschaffung übergeben. Er wolle zurück nach Deutschland gehen, einen anständigen Job suchen und einfach nur noch nach vorne schauen, sagt er. Das Gefängnis sei sicher eine harte Lehre für ihn gewesen, gibt ihm der Vorsitzende Richter mit auf den Weg. Das Gericht hoffe aber, dass er wieder Fuss fassen könne.

Urteil DH260 015 vom 6. 3. 2026, abgekürztes Verfahren.

## Robotikfirma expandiert

Amazon übernimmt Rivr – Lieferdienste werden getestet

hub. – Das Zürcher Robotikunternehmen Rivr, ein ETH-Spin-off, war schon länger auf dem Radar des Amazon-Gründers Jeff Bezos. Dieser gehörte zu den Investoren – und was er gesehen hat, hat ihn offenbar überzeugt. Am vergangenen Donnerstag ist bekannt geworden, dass der amerikanische Milliardenkonzern, das umsatzstärkste Unternehmen der Welt, Rivr übernommen hat.

Amazon hat Verwendung für die vierbeinigen, mit Rädern versehenen Lieferroboter aus Zürich. Diese könnten in den Prozess der Paketzustellung integriert werden, als Ergänzung zu den bestehenden Lieferdiensten. Die Roboter würden dabei die «letzte Meile» übernehmen, von den Lieferwagen bis zur Haustür der Kunden. Wie das geht, soll nun getestet werden. Man stehe erst in der Anfangsphase des Vorhabens,

schrieb Amazon in einer Mitteilung an Lieferdienstpartner, aus der amerikanischen Medien zitierten.

Rivr wird Zürich infolge der Übernahme nicht den Rücken kehren, sondern will hier expandieren. Dies sagt ein Sprecher des ETH-Spin-offs auf Anfrage der NZZ. Eine mögliche Abwanderung ins Ausland hatte im vergangenen Herbst im Raum gestanden, weil es zu einem Konflikt mit dem Bundesamt für Strassen gekommen war. Dieses hatte einen Versuchsbetrieb in Oerlikon wegen fehlender Bewilligungen vorübergehend unterbunden. In Oerlikon hatte Rivr in Kooperation mit dem Lieferdienst Just Eat seine Roboter für die Zustellung von Speisen erprobt. Man konzentrierte sich nun auf Amazon, teilt das Unternehmen mit, die Zusammenarbeit mit Just Eat sei beendet.